

fremdlich: „Hier denken viele, wer gewinnt, ist der bessere Mensch.“ Dabei ist Olympia „ohne Politik, ohne Geld und ohne Grenzen“ doch eine nette Idee, eigentlich.

Olajuwon hat in Lagos Fußball und Handball gespielt, aber er ist auf 2,14 Meter Körpergröße gewachsen und wurde von den Spähern der College-Liga früh entdeckt. So geriet er in die neue Umlaufbahn, ohne recht zu wollen. Nun spielt er für die Houston Rockets und hat seinen Vertrag verlängert, obwohl auch er demnächst hätte pokern können.

Olajuwon steht im Schatten O'Neals, der auf der gleichen Position spielt. Er macht dennoch gern im Dream Team mit, denn er liebt das Spiel: die Eleganz, die nötige Körperbeherrschung und das Schmatzen, wenn der Ball durch das Netz rutscht, ohne den Ring zu berühren.

„Hakeem paßt zu uns“, meint Trainer Lenny Wilkins, „weil er keiner ist, der die Minuten zählt, die die anderen auf dem

Die Ruhigen halten das Kollektiv der Halbgötter in der Spur

Platz stehen.“ Selbst ein Dream Team braucht pflegeleichte Leute. Und so beweist Olajuwon Millionen verklemmten Amerikanern, daß selbst die Ruhigen nach oben kommen können.

Nach dem Anpfiff sind es sowieso Spieler wie er, die das Kollektiv der Halbgötter in der Spur halten. Jeder aus dem Dream Team trifft aus jeder Lage den Korb (abgesehen von O'Neal, der noch immer keine Freiwürfe verwandeln kann), aber wenn Coach Wilkins in Auszeiten den nächsten Spielzug erläutern, gibt es eben vieles, was ablenkt. Pippen und Payton suchen dann die Tribüne nach guten Chicks ab, und Barkley zwinkert den Kindern in der ersten Reihe zu. Also hört Olajuwon zu und faßt dann für Pippen die Strategie kurz zusammen. Um „perfektes Basketball“ geht es ihm.

Barkley begreift Olympia eher als Wahlkampf. Eine Saison, maximal zwei wird er noch spielen. In Atlanta will er seinen Bekanntheitsgrad weiter erhöhen und sich diesmal als netter Kerl verkaufen. Denn er peilt nach der Sportlerlaufbahn eine politische Karriere an.

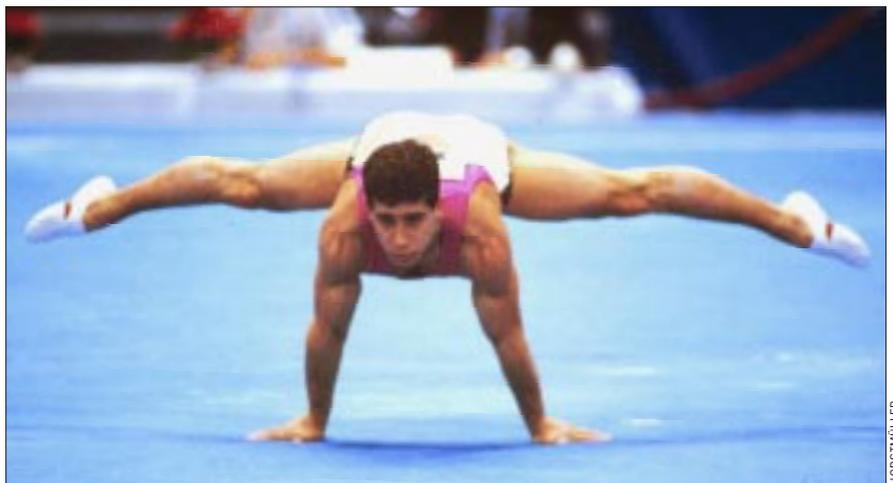
Gouverneur von Alabama, das wäre ein Job für ihn. Wichtig ist ihm Bildungspolitik, und die notwendigen Konzepte, da ist er sich sicher, werden ihm auch noch einfallen. Die richtige Partei immerhin hat er schon gefunden, Barkley mag die Republikaner.

„Aber Charles“, hat ihm seine Mutter neulich gesagt, „die Republikaner kümmern sich nur um die reichen Leute.“

„Mama“, hat Barkley geantwortet, „ich bin reich.“



Boxer Urkal, Mutter: „Der berühmteste Türke in Berlin“



Turner Belenki: „Schaffe, schaffe, Häusle baue“

„Paradies auf Erden“

Zehn Medaillen, so rechnen die deutschen Olympiaplaner, sollen in Atlanta Athleten gewinnen, die nicht in Deutschland geboren worden sind. Sie wurden mit Geld ins Land gelockt und für Gold eingebürgert.



In einem 30 Quadratmeter kleinen, aber feinen Apartment in Nellingen bei Stuttgart sitzt Witalij Scherbo und schwärmt von Amerika. Das Leben dort sei „so billig“. Eine „riesengroße Pizza“, begeistert sich der sechsfache Turn-Olympiasieger von 1992, koste nur fünf Dollar. Als der Belorusse die USA auch noch als das Beste bezeichnet, was es „auf dem Planeten gibt“, platzt seinem Gastgeber der Krage.

„Fahr doch wieder rüber“, herrscht Walerij Wladimirowitsch Belenki seinen Freund an. Warum komme er denn überhaupt auf Besuch nach Deutschland, wenn in Amerika alles besser sei?

Belenki wurde vor 27 Jahren in Aserbaidschan geboren. Seine Jugend ver-

brachte er in sowjetischen Turnhallen, und dabei träumte auch er oft von einem Leben im Wunderland Amerika. Als die UdSSR zerfiel, bereiste er die Staaten und fand sie nur „künstlich, unecht“.

Nach seinem Olympiasieg mit der GUS-Mannschaft in Barcelona siedelte Belenki lieber im Schwabenland, und spätestens seit er vor gut zwei Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen hat – das alte Gewerkschaftsbuch seines wolgadeutschen Opas half dabei –, läßt er auf seine neue Heimat nichts mehr kommen.

Deutschland, meint er, „ist das Paradies auf Erden“.

In Atlanta ist Belenki einer von 34 Mitgliedern der deutschen Olympiequipe, die nicht zwischen Rügen und Berchtesgaden geboren wurden. Sie kommen aus



A. RENTZ / BONGARTS

Hochspringerin Astafei: „Eher in Deutschland Putzfrau sein, als für Rumänien zu starten“

Usbekistan, Litauen, Rumänien, Ungarn, Aserbaidschan oder aus der Türkei.

Einige Übersiedler haben lange auf den deutschen Paß warten müssen, andere wurden, um für Deutschland Gold zu holen, von Funktionären mit Geld quasi eingekauft und im Schnellverfahren eingebürgert. Gemeinsam ist ihnen, daß sie in ihren Herkunftsländern eine exzellente sportliche Ausbildung erfahren haben, die sie jetzt ihrer neuen Heimat zur Verfügung stellen. Am Ende der Spiele werden auf diese Weise rund zehn Medaillen die deutsche Bilanz schönen.

Belenki investierte das Geld, das ihm seine Turnkunst in Stuttgart eingebracht hat, in die Sicherheit seiner Familie. In Wladimir, 200 Kilometer östlich von Moskau, hat er den Eltern und der Schwester mit den beiden Neffen zwei Wohnungen gekauft, weil die sich zu Hause in Berg-Karabach wegen der Unruhen nicht mehr wohl fühlten. „Schaffe, schaffe, Häusle baue“, schwäbelt der Seitpferd-Spezialist zum Beweis dafür, daß er die Lebensmaxime seiner neuen Umgebung adaptiert hat. Wenn er in Atlanta gut abschneidet, will er sich von den Prämien eine eigene Wohnung in Stuttgart kaufen.

Belenki hat in der Sowjetunion nicht nur gut turnen gelernt, er hat auch gelernt, „wie ein Tier zu kämpfen“. In Deutschland hat er gleich verstanden, was seine Geldgeber von ihm wollten: Er ließ keinen Wettkampf aus – bis er im März völlig erschöpft pausieren mußte.

Jeder aus dem Osten, sagt sich Belenki, müsse eben „sehen, wie er zurechtkommt“. An dieser Einstellung ist auch die „große Liebe“ zu der dreimaligen

Turn-Olympiasiegerin Swetlana Boginskaja zerbrochen. Sie wollte lieber in Texas als in Baden-Württemberg leben.

Das hat der Verlassene als „Schicksal“ akzeptiert. Gegen eine andere Folge des Grenzwechsels stemmt sich der Turner mit Macht: daß er als Neu-Deutscher von Kampfrichtern benachteiligt wird. Als Belenki einen Wertungsmann, den er noch aus der Sowjetunion kannte, nach

„Die Nationalität ist nur etwas für Funktionäre“

einem Fehlurteil anging, antwortete dieser: „Du verdienst jetzt soviel Geld, wozu brauchst du noch eine Medaille?“

Gegen die zugekaufte sportliche Übermacht der Geldsäcke aus Deutschland regt sich zunehmend Widerstand. „Die Völkerwanderung muß aufhören“, schimpft der Schweizer Raphi Martinetti, Vizepräsident des Internationalen Ringerverbandes. Zum Weltkongreß in Atlanta bringt die Schweiz einen Antrag ein, wonach Ringkämpfer bei Olympia nur noch für ein Land starten dürfen.

Alfred Ter-Mkrtchyan, 25, und Arawat Sabejew, 26, können solches Denken nicht verstehen. Sicher, auch die beiden Schifferstädter Ringer wurden durch Angebote deutscher Vereine gelockt. Aber, fragt Sabejew, „sollte nicht jeder Mensch das Recht auf eine vernünftige Lebenschance bekommen?“

Der 100-Kilo-Mann lernte rasch Deutsch, richtete sich mit seiner Freun-

din („eine echte Pfälzerin“) in einer Wohnung neben dem Dom zu Speyer ein und arbeitet als Geschäftsführer eines Fitneßstudios. Demnächst will sich der dreimalige Europameister selbständig machen.

Ter-Mkrtchyan nimmt das Leben eher von der lockeren Seite. Wenn der Silbermedaillengewinner von Barcelona nicht unerwartet nach Deutschland verpflichtet worden wäre, spottet er, „wäre ich womöglich schon Schauspieler oder Millionär“. Der Fliegengewichtler ist ein Kosmopolit: geboren wurde er in Iran, aufgewachsen ist er in Moskau. Als es die UdSSR nicht mehr gab, erhielt er wie sein Vater die armenische Staatsbürgerschaft und zog 1992 zu seinen Eltern, die inzwischen in Los Angeles leben.

Der Ringer fühlt sich überall schnell zu Hause: „Die Nationalität spielt keine Rolle.“ Sie sei „nur etwas für Funktionäre“, sagt er, „die brauchen so etwas für die Medaillenwertung“.

Gestählt durch das sozialistische Sportsystem und gestärkt durch die erfolgreiche Bewältigung der politischen Umwälzungen, sind die meisten Neo-Germanen zielstrebigere als viele Alteingesessene. „Das sind keine Basler-Typen aus der Null-Bock-Generation“, urteilt Ekke Hoffmann, Bundestrainer der Frauen-Nationalmannschaft im Handball.

Hoffmann hat sich gegen Kritiker, die eine Überfremdung befürchteten, durchgesetzt und versucht mit Hilfe von Miroslawa Ritskiavitchius, 32, ehemals Litauen, Emilia Luca, 26, Rumänien, Eva Kiss-Györi, 30, und Csilla Elekes, 32, beide aus Ungarn, Olympiasieger zu werden. Im Trainingslager vor Atlanta sitzen

Elekes und Kiss-Györi über zwei Blätter gebeugt, sie kichern und kritzeln dann aufs Papier. Selbst bei einer Sache, die ihnen ziemlich fremd erscheint, geben sie sich größte Mühe: Um seine „Außendarstellung zu schärfen“, will der Deutsche Handball-Bund während Olympia ins Internet – und dafür füllen die Spielerinnen einen „persönlichen Steckbrief“ aus.

Ihr Lieblingsgetränk? „Cola light, Sekt“, schreibt Eva Kiss-Györi auf, als Beruf trägt sie „Sekretärin“ ein, und sie mag den Film „Spiel mir das Lied vom Tod“. Csilla Elekes findet Schnulziges („Fackeln im Sturm“) schöner, ihr Lieblingsspruch lautet: „Wissen ist Macht, nichts wissen macht nichts.“

Csilla Elekes war schon in Ungarn ein Star. Offen bekennt sie, daß sie nur in den reichen Norden Europas gezogen ist, „um Geld zu verdienen“. Mit der deutschen Gage unterstützte sie die Eltern und ihre zehn Geschwister daheim. Weil die Familie jetzt in relativem Wohlstand lebt, will sie dem Land, „dem ich das zu verdanken habe, etwas zurückgeben“.

Wenn Alina Astafei, 27, mit fremden Menschen spricht, schließt sie oft die Arme um die angewinkelten Beine, als wolle sie einen Kokon bilden. Jedem Satz, den sie sagt, geht eine lange Denkpause voraus. Sie hat Angst, etwas Falsches zu sagen. Fragen nach Rumänien, ihrer alten Heimat, hemmen sie, „sie tun mir immer noch sehr weh“.

Der Nationalitätenwechsel der Hochspringerin geriet zu einem internationalen Politikum. Vor drei Jahren zog die Silbermedaillengewinnerin von Barcelona mit ihrem Ehemann und ihrer Tochter Anna-Maria nach Mainz-Bretzenheim. Die Übersiedlung war eine Art Trauerarbeit. Ihr Bruder Petre war in Bukarest auf offener Straße einem Raubmord zum Opfer gefallen, und Alina, die bis dahin als Armeeingestellte gut von ihrem Sportlerdasein leben konnte, machte das Chaos in Rumänien dafür verantwortlich.

Der USC Mainz ließ sich den prominenten Zugang einiges kosten. Er karnte, quasi als Ablösesumme, einen achtsitzigen Kleinbus und Hunderte Paar Schuhe zu Astafeis altem Klub nach Bukarest, das rheinland-pfälzische Innenministerium leistete diplomatische Hilfe. Schon nach zwei Jahren dankte sie diesen Einsatz: Die eingebürgerte Deutsche brachte eine Goldmedaille von der Hallen-Weltmeisterschaft an den Rhein zurück.

Doch dann entdeckten die rumänischen Funktionäre, die einem Olympia-Start zustimmen mußten, noch das Geschäft: Sie verlangten eine Million Mark als Ersatz für die „Ausbildung“ der Goldanwärterin. Es folgte ein monatelanges Tauziehen, rumänische Politiker schalteten sogar den Bundeskanzler ein.

Alina fühlte sich als „Ware“ hin- und hergeschubst und wußte nur, daß „ich eher in Deutschland Putzfrau sein will“,



J. RAKETE / PHOTO SELECTION

Eingebürgerte Handballspielerinnen*: „Keine aus der Null-Bock-Generation“

als noch mal für Rumänien zu starten. Mainz empfindet sie längst als ihr Zuhause. „Alina ist deutscher als viele Deutsche“, sagt ihr Manager Günter Eisinger.

Das Gezerre endete erst, als die rumänische Diskus-Olympiasiegerin Lia Manoliu, inzwischen höchste Sportfunktionärin ihres Landes, ein Machtwort sprach und den Widerstand der alten Apparatschiks, die eine „nationale Schande“ witterten,

Eine Million Mark forderten die Rumänen für Alina

brach. Ein letztes Mal trat Alina im rumänischen Fernsehen auf und bedankte sich bei Manoliu – ab jetzt wolle sie „nur noch Alina sein, die Hochspringerin“.

Oktay Urkal, 26, ist soviel Zurückhaltung fremd. Er will irgendwie alles sein, alles erreichen: Er will „ein Vorbild für die Kids“ abgeben, er will für „alle Türken in Berlin kämpfen“, er will „viel Kohle machen“ und vielleicht sogar „die Ausländerfeindlichkeit etwas zurückdrehen“ – zuallererst aber will er sich in Atlanta die Goldmedaille im Halbweltergewicht erboxen.

Urkal ist ein Kind der zweiten Ausländergeneration, in Berlin geboren und aufgewachsen, sein Deutsch ist akzentfrei.

* Csilla Elekes, Eva Kiss-Györi, Miroslawa Ritskivitchius, Emilia Luca.

Irgendwann wurde er von einem seiner sechs Geschwister zum Boxen mitgenommen, und ihm war sofort klar, daß er einmal für die Türkei boxen werde – schließlich „will doch jeder für sein Heimatland antreten“.

Vor fünf Jahren gewann er die türkische Meisterschaft. Als er dennoch nicht für Olympia in Barcelona nominiert wurde, begriff er, nur ein Türke zweiter Wahl zu sein: „Die wollten mich nicht.“ Urkal nahm die deutsche Staatsbürgerschaft an.

Inzwischen strahlt das türkische Fernsehen in Berlin mindestens jede zweite Woche die neuesten Berichte aus dem Trainingslager aus, das Massenblatt *Hürriyet* ruft permanent zu Hause an – „ich bin eben der berühmteste Türke in Berlin“, sagt Urkal.

Inzwischen empfindet er es nicht mehr so schlimm, notgedrungen für Deutschland die Medaillen holen zu müssen. Seine Freunde haben die Entscheidung verstanden. Und allen anderen meint er auch im deutschen Trikot beweisen zu können, daß man mit einer türkischen Abstammung etwas werden kann.

Urkal ist mit seiner Freundin in den besseren Teil Kreuzbergs gezogen. Dort wohnen, wie er stolz anmerkt, „sonst nur Doktoren, Psychologen, Architekten, alles große Leute“. Geld sei Macht, „und ohne Geld bist du ein Arschloch“, lautet Urkals Philosophie. Und wenn er Gold gewinnt, das weiß er schon jetzt, werde er sich als einer jener Türken fühlen, die es als einst „so arme Schweine“ in Deutschland zum Millionär gebracht haben. □